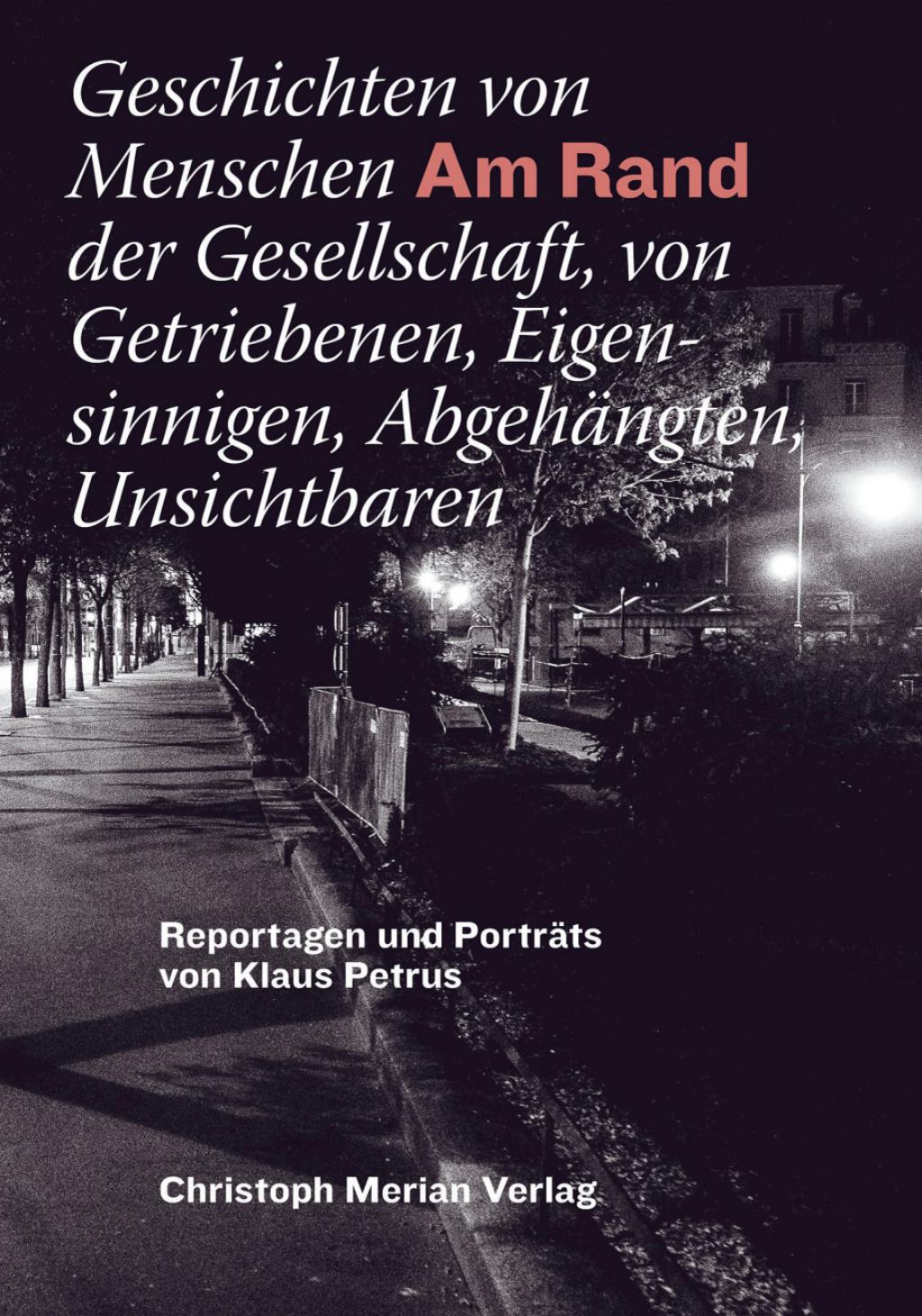


*Geschichten von Menschen **Am Rand** der Gesellschaft, von Getriebenen, Eigen- sinnigen, Abgehängten, Unsichtbaren*



**Reportagen und Porträts
von Klaus Petrus**

Christoph Merian Verlag

*Von Schuld und
Scham und Mauern
zwischen uns und
ihnen*

*Von jenen, die sich
beugen, wehren und
behaupten*

**Am Rand
Reportagen und Porträts
von Klaus Petrus**

Christoph Merian Verlag

Inhalt

- 5 Notwendige Vorrede**
- 11 Alter Trinker**
- 21 Ansichten eines Freiers**
- 31 Aussen vor**
- 49 Arme Lotti**
- 59 Am Dienstag Bukkake**
- 71 Die Dienerin**
- 79 Auf der Flucht**
- 99 Warum bist du geblieben?**
- 105 Fast ein Mord Teil I**
- 115 Die Unberührbare**
- 125 Später Sommer**
- 139 Zu dick für alles**
- 147 Der Elende**
- 157 Fast ein Mord Teil 2**
- 165 Kamils letzte Kartoffel**

- 181 Zahlen und Fakten**
- 190 Der Autor**
- 191 Dank**

«Wenn es ginge, würde ich hier gar nichts schreiben. Es gäbe Fotos, der Rest wären Stofffetzen, Baumwollfasern, Erdklumpen, Aufzeichnungen von Gesprächen, Holz- und Eisenstücke, Phiolen mit Düften, Teller mit Essen und mit Exkrement. (...) Vor allem: Haltet es in Gottes Namen nicht für Kunst.»

James Agee, «Preisen will ich die grossen Männer» (1941)

Am Rand.

Eigentlich mag ich diesen Ausdruck nicht. Wer am Rand einer Gesellschaft ist und wer nicht, bestimmen seit jeher die, die «in der Mitte» sind. Und doch wäre es sonderbar zu bestreiten, dass es sie gibt: die am Abgrund stehen, die Abgehängten und Verlorenen. Es gibt sie schon deshalb, weil wir sie brauchen. Eine Gesellschaft will nämlich wissen, wo oben und wo unten ist.

Vielleicht funktionieren deshalb Vorurteile so gut. Zwar haben sie ihre Vorteile; sie helfen uns, all die Eindrücke, die uns jederzeit überwältigen, in Kategorien zusammenzufassen und Komplexes auf Einfaches zu reduzieren – ohne sie wären wir verloren in diesem grossen Wirrwarr. Meistens aber brauchen wir Vorurteile, um uns von anderen abzugrenzen oder gar: sie auszugrenzen, abzuwerten und an den Rand zu drängen. Irgendwann sehen wir in ihnen nur noch die Prostituierte, den Junkie, die Asoziale. Das ist ein untrüglicher Beweis dafür, dass Vorurteile unsere Sicht auf die Wirklichkeit bedrohlich verengen können: Dieser Mensch vor mir, vielfältig in seinem Fühlen, Denken, Tun und Aussehen, schrumpft auf eine Rolle, die er für mich zu spielen hat – die eines Stellvertreters für eine soziale Gruppe, zu der ich selbst nicht gehören will.

So ist das: Die in der Mitte brauchen die am Rand, um sich sicher zu fühlen, sich selbst zu bestätigen.

Es ist schwierig, Vorurteilen etwas entgegenzuhalten. Haben sie sich einmal in unseren Köpfen eingenistet, wird man sie kaum noch los. Da braucht es keine flatternden Fahnen, keine flammende Rede, weder Marschmusik noch Stechschritt, oft genügt ein Blick, ein Raunen, ein einziges Wort, und wir sehen uns in dem bestätigt, was wir angeblich schon seit langem wissen und schon immer für richtig oder für falsch befanden.

Ein bescheidenes Gegengift zu allem Festgefahrenen, Verstockten, Verdorrten in unseren Köpfen könnte sein: Fantasie und Empathie.

Fantasie, weil Vorurteile alles in ein Entweder-Oder pressen, in ein Oben und Unten, ein Wir und die Anderen, in eine Mitte und einen Rand. Vorurteile lassen keine Grauzonen zu, keine Differenzierungen und auch keinen Selbstzweifel, ja nicht einmal den simplen Gedanken: Könnte es auch anders sein, als ich immer dachte? Genau das aber vermag Fantasie, zumal die wilde: Sie redet von Welten, die bunter, aufregender, kantiger, widerspenstiger und wohl auch amüsanter sind als jedes Klischee. Je wirksamer Vorurteile nämlich sind, desto weniger können wir uns vorstellen, dass ein Herr Koller mehr ist als ein alter Trinker, Sultan H. mehr als ein afghanischer Flüchtling und Markus B. mehr als ein Freier.

Und Empathie braucht es, weil Vorurteile immer auf das aus sind, was uns angeblich von anderen trennt. Wenn man sich nicht mehr vorstellen kann (oder will), dass dieser konkrete Mensch mehr ist als die eine negativ besetzte Rolle, wird man auch nicht erkennen können (oder wollen), dass er einem in grundsätzlichen Dingen ähnelt. Dabei haben wir so vieles gemeinsam, und Mitgefühl, dieses Sich-im-Anderen-Wiedererkennen, stellt genau darauf ab. Eine dieser Gemeinsam-

keiten besteht darin, dass wir verwundbar sind, dass wir alle abstürzen können und es ein unverschämtes Glück ist, wenn wir davonkommen.

Natürlich könnten die Menschen, die ich in diesem Buch porträtiere, für sich selbst reden. Ich halte nicht viel von diesem Anspruch, anderen eine Stimme zu geben. Nur, sie haben oft keine Macht dazu, keine Mittel, keine Position, nichts, das ihnen erlauben würde, aus ihrem Leben zu berichten, sorgenfrei und ohne Scham. Und wenn wir sie doch erzählen lassen, müssen sie entweder kurios sein. Oder sie müssen Verzweifelte abgeben, die sich am eigenen Rockzipfel packen, ihrem Schicksal trotzen und zu Heldinnen und Widerständigen werden, zu Heerscharen von Resilienten: die Prostituierte Jamal Z. etwa, die, völlig verbraucht, endlich heimkehrt zu ihren Töchtern, Gottlob, Bettina B., die zur Fettaktivistin wird, oder Monsieur L., der kurz vor dem Verderben doch noch eine Arbeit findet, aus eigenem Antrieb, versteht sich.

Nichts davon steht in diesem Buch.

Dass ich mich, anders als die von mir Porträtierten, in der Position sehe, von ihnen zu schreiben, bleibt ein Problem. Immerhin wiege ich keine 128 Kilo, ich muss mich nicht zu Freiern legen, bin nicht seit tausend Tagen auf der Flucht, ernte keine Kartoffeln und bin auch kein Rentner, der trinkt. Doch das meine ich nicht, ich brauche nicht einer von ihnen

zu sein. Um nahe heranzugehen, muss man manchmal von weit kommen. Weshalb es schwierig ist, aus einer privilegierten Position von Menschen am Rand der Gesellschaft zu schreiben, hat einen anderen Grund, finde ich: Es ist ungerecht. Versuchen kann man es trotzdem.

Alter Trinker

*Der Rentner Hans-Peter
Koller schüttet mit einem
Plastiktrichter billigen Fusel
in edle Flaschen um.*

Das Leben von Hans-Peter Koller ist in einem Abschnitt erzählt.

Geboren 1951 in Toffen im Berner Mittelland, Schule in Thun, bis Mitte zwanzig auf dem elterlichen Bauernhof, dann neun Jahre Fahrer in einem Transportunternehmen, die nächsten drei Jahrzehnte Lagerist bei der Post, ehemals PTT. 2015 in den Ruhestand. Seit 1973 verheiratet mit Hildegard Koller, geborene Schmitz, aus Augsburg. Zwei Töchter, ein Sohn, Jahrgang 1989, Nachzügler, zwei Enkel. War früher im Schiessverein und bei den Wandervögeln. Fuhr sein Leben lang VW, hat heute ein Generalabonnement für den öffentlichen Verkehr, das er selten braucht. War nie in einer Partei, findet den Blocher einen Löli, ist reformiert und geht manchmal zur Messe. Macht den Rasen und schneidet die Hecke der Iselis von gegenüber. Isst gern Fleischiges. Trägt fast immer einen Anzug. Hat zwei gute Freunde, Roland Z., Jahrgänger, und Alfred M., ein Kumpel von früher. Frauenbekanntschaften? Wo denken Sie denn hin! Legt Wert auf Ordnung, jedenfalls war das früher so. Hat mit dreiundfünfzig aufgehört zu rauchen. Und zehn Jahre später mit dem Trinken begonnen. Aber so richtig. Sagt von sich: «Mich wird keiner vermissen, wenn ich nicht mehr bin.» Und: «Ich habe schon immer so gelebt: zurückgezogen, ruhig, bescheiden.»

So, das ist alles, sagt Herr Koller.

Keine Tragödie, keine Scheidung, keine Krankheit, nicht einmal Angst vor dem Tod. «Niemand hat Schuld. Ausser ich.»

Koller, der Trinker, der nur in kurzen Sätzen spricht, steht in der Küche eines Mehrfamilienhauses am Strand von Bern, es ist ein matschiger Samstagnachmittag im Mai, wir sind allein. Er setzt eine Kanne Wasser auf, zupft ab-

wechselnd am Hemd, am Gilet, an den Hosen, er holt eine Flasche Grappa aus dem Schrank, richtet zwei Gläser fein ordentlich auf dem Tisch aus und fragt: «Oder doch direkt in den Kaffee?»

Morgens um halb zehn und nach zwei Kaffee Lutz kehrt langsam Ruhe ein in seinem Schädel, sagt Koller. Eine Stunde später ist alles wie in Watte und gut. Dann ist Mittag, ein Glas Rotwein und noch ein Schnaps, die Nachrichten, ein Schläfchen, später geht Koller raus zum Einkaufen. Montag und Donnerstag trifft er Roland, ein Schwätzer vor dem Herrn, der nimmt ein Bier oder zwei, und Koller trinkt derweil Rotwein, aber zügig. Zum Znacht gibt es Mineral mit. Später, wenn seine Frau zu Bett geht, holt Koller noch eine Flasche heraus, Hauptsache Rotwein und schwer. So ist das plus/minus, rechnet Koller zusammen: pro Tag 3 Kaffeeschnaps , 1 Ballon Weissen, $\frac{1}{2}$ Gutter Rotwein.

«Bon, manchmal trinke ich das Doppelte plus Gin.»

Begonnen hat es nicht an einem bestimmten Tag und auch nicht in einem bestimmten Monat oder Jahr. Es ist, sagt Koller, wie von selbst gekommen: schleichend, sanft und wohlig. Sicher hat er schon früher hier und da einen über den Durst gehabt, wer auch nicht. Damals im Militär. Oder mit Arbeitskollegen, nach dem YB-Match und so.

Aber ein Trinker?

Bereits vor der Pension überkam Koller manchmal eine Unruhe, einfach so. Dann hatte es geklopft in seiner Brust und rumort in seinem Kopf. «Soll ich zum Arzt, werde ich komisch?», hatte er seine Frau gefragt. «Ach was jetzt, Ham-pi, das ist doch normal. Das ist die Angst vor dem Loch, das wird schon», hatte die Hildegard zu ihm gesagt. Als Koller dann in Rente ging, bekam er Mühe mit Einschlafen, er drehte sich im Bett, machte sich Gedanken und Sorgen, er

atmete kurz, spürte dieses vermaledeite Klopfen in seiner Brust und eine dumpfe Angst breitete sich aus. Der Arzt verschrieb ihm eine Packung Temesta, das half. Zusammen mit einem Glas Wein schlief er fortan wie ein Stein.

«Vielleicht war das der Anfang.»

Koller schenkt Kaffee ein und runzelt die Stirn.

«Sind Sie einsam?»

«Wie man's nimmt.»

«Heisst?»

«Ich habe Familie, Freunde, Bekannte. Ich komme unter die Leute.»

«Und die wissen Bescheid?»

«Der Rolä sagt immer: ‹Jetzt hör auf zu sinnieren – und santé!› Meine Frau schaut weg. Die eine Tochter, die jüngere, macht mir Vorwürfe. Ich glaube, sie sorgt sich.»

Im ersten Jahr nach der Pension hatte Koller vor allem auswärts getrunken, das ging ins Geld. Heute kennt er jede Denner-Filiale in Bern und Umgebung, er wechselt ab, will nicht auffallen, wenn er den Einkaufskorb füllt: ein Spanier für 4.20, zwei Merlot à 2.90, eine Flasche Gin für 9.90, dazu Mineralwasser, Pelati und Gurken im Glas, als Décor sozusagen. Manchmal nimmt er einen flotten Rioja aus dem Regal, wenn Aktion ist für 12.95 statt 19.50, «schon wegen der Flasche». Ist sie ausgetrunken, legt Koller sie samt Zapfen auf die Seite, dann füllt er sie mit billigem Fusel immer wieder auf, stellt sie zum Mittagessen auf den Tisch. So hält eine Flasche Rioja fast eine Woche und Hans-Peter Koller wahrt den Schein. Als er zum ersten Mal, das war vor drei Jahren, mit einem roten Plastiktrichter einen billigen Dôle so umfüllte und anderntags wieder einen, dachte er bei sich: «Nun bist du ein Säufer.»

In dieser Zeit begann er sich zu verändern, erzählt Koller: Die tägliche Rasur legte er von morgens auf den frühen Nachmittag, er verschob Termine, verlegte Rechnungen, verlor den Schlüssel oder verpasste den Coiffeur, er vergass, was er gestern gegessen hatte, er machte Grimassen vor dem Spiegel, rief sich selbst wütende Worte zu («Schafseckel du», «du verdammts huere Arschloch») und mochte sich schon bald selbst nicht mehr sehen. Einmal ist er abends vom Sofa direkt ins Bett neben Hildegard gekippt, in Hose und Hemd mitsamt Pantoffeln, betrunken und betrübt sei er gewesen, da habe seine Frau anderntags nur den Kopf geschüttelt, «ach, Hampi, was wirst du alt!». Und Koller dachte sich: Ist mir auch recht. Seither spielt er vor seiner Frau immer öfter den Dummen und Tatrigen.

Natürlich weiss Hildegard, wie es um ihn steht, sagt Koller. Doch wahrhaben wolle sie es nicht. Daheim bemuttert sie ihn – «Hampi, mach dies, lass das» –, in Gesellschaft redet sie für ihn, sie verharmlost seine Vergesslichkeit, belächelt sein Grübeln. Und wenn die Kinder am Wochenende auf Besuch kommen, wenn Koller in der Küche steht und das Essen zubereitet (gemischter Salat, Pommes und Wiener Schnitzel, bei Kollers Tradition), dann hört er sie im Wohnzimmer tuscheln, «der Vater gibt ab», und «lass ihm doch sein Weinchen». An einem dieser Sonntage verlor Koller die Contenance, er schrie: «Hier nimmt mich keiner ernst!» und knallte die Tür zu. «Pass ja auf, Hans-Peter», zischte seine Frau, als er zurück in die Wohnung schlurfte. Da war er angetrunken, hatte ein schlechtes Gewissen, war kribbelig und mürrisch und ein Wort gab das andere. Es war Kollers erster Ehestreit in über vierzig Jahren.

«Ob ich sie je geliebt habe? Oder sie mich? Sie stellen aber Fragen!»

Seit Koller trinkt, seit er so viel trinkt, dass er am Morgen zittert und abends lallt, wechselt das Heitere mit dem Düsteren rasant ab. In dem einen Moment fühlt sich der Alkohol so warm an in seinem Innern. Dann ist Koller zuverlässig, unbeschwert, witzig gar, er fühlt sich kräftig, und es kommt ihm vor, als könne er alles und jeden bezwingen, wenn er denn müsste. In anderen Momenten, die mehr und mehr werden, verdunkelt sich alles vor ihm, die Menschen im Bus, die Zeitung in seiner Hand, die Frau an seiner Seite. Dann spürt Koller einen grossen, einen Riesenkummer, und er verstummt, ein Schweigen ohne Ende.

Oft ist es dann schon spät am Abend und es kommen die langen Nächte, in denen er sich fragt: «Kam es in diesem Leben je auf mich an?» Er war immer pünktlich bei der Arbeit, er war stets ein zuverlässiger Ehemann und Vater, ruhig, zurückgezogen, bescheiden, ein angenehmer Zeitgenosse halt. «Hätte einer bemerkt, wenn ich ein anderer gewesen wäre?» Koller weiss, er klingt weinerlich, doch diese Frage treibt den Rentner um, und auch seine Gedanken an all die Kriege, an den Klimawandel, die Pandemie und die Kinder, die dahinsterben, nur weil sie hungrig müssen. Weil sie hungrig müssen, sagt Koller und schüttelt den Kopf.

Mit Roland, dem Trinkkumpan, mag Koller über derlei nicht reden, er kennt die Antwort: «Mir wey nid grüble, santé, Hampi!» Und seine Frau Hildegard, sechs Jahre jünger als er und sowieso die Macherin im Haus, sie schickt ihn in solchen Augenblicken zum Einkaufen und ruft ihm ein «Du alter Wirrkopf» hinterher.

«Vielleicht leide ich ja an einer Altersdepression.» Sein Arzt hat unlängst dieses Wort gebraucht, das kam ihm seltsam fremd vor. An Abstinenz hat er bloss ein einziges Mal gedacht, als Elio, sein jüngster Enkel, zu ihm sagte: «Gross-

vater, du stinkst.» Da habe er sich geschämt. Aber eben, murmelt Koller, irgendwie müsse er doch diese dunklen Gedanken verscheuchen, die ohne Wein kommen und mit dem Wein bleiben.

Wie alles weitergehen soll, das weiss Koller nicht. Er mag keinem die Schuld geben. An den Tod denkt er oft. Und stellt sich vor, es werde dann einfach dunkel sein und still. Er fürchtet sich nicht, er mag den Gedanken. Wie er das Wetter an diesem matschigen Samstagnachmittag mag. Lange genug schien in den vergangenen Wochen die Sonne, grell und aufdringlich. Jetzt hängen die Wolken tief und der Wind kriecht der Strasse entlang.

In Kollers Bart liegt ein Lächeln.



